

# Beobachterbericht zum Forum:

## Praktische Perspektiven auf Migration und Flüchtlingsarbeit

Thomas Würtz

### 1. Der Ort

Die Erfahrung von Ankunft an einem neuen Ort und die Begrüßung, Einbindung und Integration von Migranten oder geflohenen Menschen durch Ortsansässige ist jeweils ein singuläres Ereignis. Es sind Individuen, die sich hier niederlassen und ihre je eigenen Geschichten mitbringen, es sind ebenso Individuen, die dort die bisher präsente Nachbarschaft bilden, die nun durch Zuzug von außen ergänzt und bereichert werden. Und auch jeder Ort hat sein ganz eigenes Gesicht – nirgendwo sieht die Welt gleich aus außer vielleicht im Nirgendwo. Da Hamburg aber natürlich kein Nirgendwo ist, war es an den von dort angereisten Referenten, den Erfahrungen in St. Georg eine konkrete Gestalt zu geben.

### 2. Hamburg und Sylt

Pastor Kay Kraack, der seit 1985 im Hamburger Stadtteil St. Georg tätig ist, erzählte und diskutierte zusammen mit Rafiwu Salami, einem Vorstandsmitglied im muslimischen Familienverein Masjid Rahma e. V., in welchem sich überwiegend – aber nicht ausschließlich – Muslime, die wie er aus Ghana stammen, zum Gebet versammeln.<sup>1</sup> Herr Salami ist im Hauptberuf Ingenieur für Beratung, Entwicklung und Konstruktion im

---

1 Von den ca. 40.000 Ghanaern in Deutschland lebt ein Fünftel in Hamburg. Vgl. *Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ)*, Die ghanaische Diaspora in Deutschland. Ihr Beitrag zur Entwicklung Ghanas, Frankfurt a. M. 2009, online: <https://www.giz.de/expertise/downloads/gtz2009-deghanaische-diaspora.pdf>.

Maschinen- und Anlagenbau. Die beiden Dialogpartner aus Hamburg vermittelten allen Anwesenden schnell, wie gut sie sich in der gemeinsamen Arbeit schon kennengelernt haben. Im Vordergrund standen dann aber in den ersten Ausführungen, obwohl gerade da das freundschaftliche Einvernehmen der beiden Dialogpartner so fühlbar war und nicht erst ausführlich dargelegt werden musste, eher die Probleme: Die christliche Seite klagte, sie müsse immer den Anfang machen, die Muslime kämen nie von sich aus. Die muslimische Seite bestritt dies nicht, sagte aber, dass dann bei den Treffen die Muslime überrascht seien, wenn die Christen oder auch die Vertreter staatlicher deutscher Stellen nach zwei Stunden sagten, ihre bezahlten Stunden seien vorüber, sie müssten nach Hause, während die Muslime alles ehrenamtlich machten und nun gerne noch länger diskutiert hätten. Mag dies vielleicht eine Beobachtung sein, die Dialogarbeit auch überregional charakterisiert, gaben Pastor Kraack und Herr Salami dem Hamburger Geschehen doch schnell das eingangs erwähnte unverwechselbare lokale Gesicht. Herr Salami war es beim Bericht von der Jugendfreizeit auf Sylt sehr wichtig zu erwähnen, dass Afrikaner eigentlich nicht freiwillig zelten und vor allem nicht bei jedem Wetter, das im Sommer so auf Sylt herrschen mag. So wurde deutlich, dass gerade in einem Zeltlager, als einer Lebenssituation ohne große soziale Unterschiede und Konkurrenz, Befremdungssituationen auftraten und Vorurteile bestätigt wurden. Etwa in dem Sinn, dass die Erfahrung des Lagers auf Sylt beidseitig deutlich gemacht habe, dass Ghanaer und Norddeutsche wirklich unterschiedlich sind. Doch zugleich schafft die konkrete und erfahrungsgesättigte Fremdheitserfahrung den Boden für eine substanzielle Diskussion über das Trennende, Verständigung wird zur Notwendigkeit: Muslime müssen erklären, welche Bedeutung das Gebet hat, warum es ihnen jeden Tag so wichtig ist. Zugleich erfahren die christlichen Zuschauer die Schönheit des Gebetsrituals inmitten der Sylter Dünenlandschaft. Für den Beobachter verbanden sich an diesem Punkt die Orte Sylt und die arabische Wüste, das Gebet in der Fremde zeigt Anklänge an seinen geschichtlichen Entstehungsort. Doch es bleibt nicht bei dem Anklang an Geschichtlichem und Schönem, denn Muslime machen hierbei nun auch erstmals die Erfahrung, dass sie »Religion« an sich erklären müssen und erst im Anschluss daran die konkrete Form ihrer religiösen Praxis, die sie sicher leichter erklären können. In der Diskussion dieses Aspekts aus dem Hamburger Erfahrungsbericht erhob sich mehrfach die Frage an die Gemeindepastoral, ob nicht die religiöse Sprachkultur der Ankommenden weit stärker in die Aufnahmegesellschaft integriert werden solle.